

(Nachdruck verboten.)

Der Zauberhaffan.

4) Roman von Koloman Mikszáth.

Darauf entstand natürlich ein Hin- und Hergerede. „Ist der Oberrichter wahnsinnig geworden?“

„Ein unreifer Knabe!“ brummen viele. Die Eingeweichten, welche wußten, was der Zweck sei, schüttelten die Köpfe. „Es wird keine Wirkung haben.“ Die Mädchen jedoch erstaunten und freuten sich über die Auszeichnung, denn es ist doch schön, daß der türkische Kaiser seine Frau aus Keeskemets wählt. Se. Majestät hat einen guten Geschmack. (Jetzt möge Nagy-Körös reden!) Mädchen und junge Wittwen besprachen erstaunt die interessante Neugierde. Sie spotteten und überhäufeten einander mit muthwilligen Reden fünf Tage lang am Brunnen. Der Plan des Oberrichters streckte wie die Schnecke seine Hörnchen immer weiter hinaus. Es kam die Nachricht, daß der Sultan Mahomet IV. nach Ofen käme, auch erzählte man, daß man ihm die hundert Ochsen und fünfzig Hengste bringe und daß für ihn die Senatoren als Geschenk die vier schönsten Keeskemeter Mädchen auswählen.

„Nur vier?“ rief muthwillig die schöne Frau Paul Jnokai aus; „armer türkischer Kaiser!“

„Und wenn Du noch wüßtest, Schwester Borcsa,“ erklärte Mathias Toth, „daß er zu Hause noch dreihundert und sechs- undsechzig Frauen hat.“

„Er muß viel zu thun haben,“ warf die geistreiche Frau Georg Ugi ein, „bis er sie alle des Morgens durchprügelt.“ (Und sie schmalzte muthwillig mit der Zunge.) Ein heller Weiberverstand, derjenige der Kata Agoston, entdeckte sofort unter den vielen Frauen die unglücklichste. „Was aber kommt auf die Arme, welche am 29. Februar an der Reihe ist, in einem Jahre, wo der Februar nur 28 Tage hat?“

Das konnte wirklich selbst Mathias Toth nicht beantworten, er brumnte etwas, daß bei den Türken ein anderer Kalender sei, aber das hinderte nicht, daß ein bis zum Weinen gehendes Mitleid über die dreihundertsechundsiebzehnte Frau sich der Weiber bemächtigte. (O, arme, unglückliche Seele.) Dann gewann die Neugierde die Oberhand, wer wohl die Unversfrorenheit haben wird, sich zu melden? Obwohl es keine Narrheit wäre, zu erfahren, welche die vier schönsten Rosen in dem Blumengarten Keeskemets seien, die der Magistrat auswählen würde? Heimlich beschäftigten sich gewiß wieder eitle Herzen mit dem eiteln Gedanken. Aber die Schamhaftigkeit sagte: „Still!“ Das Gesicht des Oberrichters nahm auch alsbald eine enttäuschte Miene an. Bis zum Sonntag blieb kein einziges Fischlein an der Angel hängen. Es heißt, daß Frau Fabian mit bemalten Augenbrauen, gesteihten Röcken hintam. „Nathen Sie, Herr Oberrichter, warum ich kam?“ sprach sie mit ihrem Blick kokettirend.

„Vielleicht kamen Sie, um Steuer zu zahlen?“

„Aber gehen Sie doch.“ Und mit ihrem Spizentuch wehte sie Lestnyak kokett zu.

„Vielleicht kamen Sie, um jemanden anzuklagen.“

„Nein!“

„Vielleicht sammeln Sie für die Pfaffen,“ fuhr der Oberrichter fort.

Frau Fabian neigte traurig das Haupt und seufzte: „Wenn Sie es nicht errathen, dann würde ich es vergeblich sagen.“ Es lag in ihrer Stimme eine Art schmerzlicher Entsagung, eine seelenerstatternde Melancholie.

„Was! Sie kommen doch vielleicht nicht, um sich zu melden!“

„Ich bin Wittve,“ sagte sie schamhaft.

„Das ist ein Grund. Um!“

„Ich thue es der Stadt zuliebe,“ fuhr sie, bis zu den Ohren erröthend, fort.

„Aber was würden Pater Bruno, Pater Litlei dazu sagen?“ murmelte der Oberrichter halb zornig, halb lachend, „welche Sie fast zur Heiligen gemacht haben.“

„Ich werde eine Messe für meine Seele lesen lassen.“

„Schön! Schön! Ich werde Ihren Namen notiren.“

Noch einige aufgeblasene Gesichter meldeten sich außer ihr. Panna Nagy aus der Czeglédgasse, Wittve Frau Kemenes,

Maria Ban. Einige jagte der Oberrichter aus seinem Zimmer hinaus.

Alle diese Details erregten in den wohlinformirten Kreisen große Heiterkeit. Am nächsten Tage, Montag, war Senats-sitzung, und die Senatoren ließen einige bißige Bemerkungen über das resultatlose Unternehmen fallen. „Nun, befindet sich schon jemand im Käfig?“

„Keine einzige ist geeignet,“ antwortete Lestnyak zornig.

Herr Gabriel Porosznoki lächelte gemüthlich.

„Wir haben uns verrechnet. Es wäre leichter, für den Kaiser in Keeskemets vier Mütter zu finden, als vier Obalisten,“ sagte der Oberrichter dezidirt. Er war hartnäckig und unbeugsam in Dingen, die er sich einmal in den Kopf gesetzt hat. „Wir können nicht ohne Bouquet gehen.“ Und damit schob er den Senatoren den vertraulichen Brief des Sandschapaschas hin, der auf die Erkundigung, welches Geschenk Sr. Majestät angenehm wäre, mit orientalischer Dunkelheit erwiderte: „Bring' ihm Pferde, Waffen, Braten und Blumen!“

Die Blumen müssen da sein. Punktum! Freilich meldete sich bisher niemand — weil noch keine Lockspeise ausgesetzt war. Der türkische Sultan ist in der That keine solche. Wer schwärmt für den türkischen Sultan? Wenn es noch irgend ein reicher, strammer Müller aus der Theißgegend wäre, in einem hübschen, fest anliegenden hechtgrauen Dolman, in Stiefeln und wenn er eine legitime Gattin suchen würde. Aber der türkische Sultan! Von dem die Frauen unserer Gegend nur wissen, daß er der Pascha der Paschas ist. Selbst der Spaß würde sich ja nicht in den Hinterhalt locken lassen, in den aus weißen Pferdehaaren gewundenen Ring, wenn zwischen den Strohhalmen nicht röthliche Fruchtkörner hervorscheinen würden. Selbst die kleine Maus würde nicht in die Falle gehen, wenn darin nicht das weiße Speckstück verlockend glänzen würde. Auch den Keeskemeter Mädchen muß man die Lockspeise austrecken. Und was kann diese Lockspeise sein? Nun, du lieber Himmel, was anders als — die Kleider. Perlen, Bänder, Spitzen. Von Beelzebub angefangen waltet darin jeder Teufel; der eine ruft: „Komm, betrachte mich,“ der andere ermunthigt: „Probire mich,“ der dritte flüstert: „Sei verdammt meinertwegen.“

Michael Lestnyak sandte dazu geeignete Frauen aus, die einen nach Szegedin, die anderen nach Ofen zu den türkischen Kaufleuten, damit sie die schönsten Seidenbrokatstoffe zusammenkaufen: mit Gold- und Silberblumen durchwirkte Stoffe, feine Blondspitzen, rubinenbesetzte Gürtel. Sie wurden beauftragt, alles in der glänzendsten Pracht auszuwählen. Ihr Sinn soll so darauf gerichtet sein, als handelte es sich darum, vier Prinzessinnen für den Ball herauszustaffiren.

Der alte Lestnyak selbst ruhte nicht, er setzte sich auf einen Wagen im Auftrage seines Sohnes, um die benachbarten herrschaftlichen Familien aufzusuchen: Die Vays, Fays und Varius, für welche er arbeitete (denn er war weit und breit als ein meisterhafter Schneider berühmt), damit er von ihnen für städtische Gemeinzwede (denn auch sie alle sind Grundbesitzer in Keeskemets) die Kleider nähenden Fräulein erbittet. Ueberall waren die Herrschaftsdamen, die „Patrone der Stadt“, gnädig. Meister Mathias konnte mit einer ganzen Wagenladung Fräulein nach Hause kommen. Als in großen Risten auch die Waare ankam und alles bewundernswerth war, begann unter der Aufsicht Mathias Lestnyak's die fieberhafte Thätigkeit bei Tag und Nacht. Die Scheeren, Fingerhüte klapperten, die Nadeln funkelten und nach und nach begannen die vielen Sammet- und Seidenstücke Gestalt zu gewinnen. Auch Hauben wurden fertig, für zwei Jungfrauen und zwei Frauen. Man braucht vielleicht nicht zu sagen, daß so viele Mädchen und Frauen es gab, sie alle vor diesen Wunderkleidern bei Tag sprachen und bei Nacht träumten. Es wäre alles im besten Fluss gewesen, wenn der Quardian Bruno und Peter Litlei sich nicht eingemischt hätten. Diesen gefiel nämlich der Plan keineswegs, daß in Keeskemets eine türkische Behörde sein und dies die Stadt gar selbst erbitten sollte. „Wer Jehova's Getreuer ist, der soll mit Allah nicht kokettiren. Denn den treulosen Diner verstoßt der eine Herr und der andere nimmt ihn nicht auf. Seid auf der Hut, Keeskemets gottesfürchtige Einwohner!“ Sie schimpfen, hielten aufreizende Reden gegen den neuen Oberrichter, der mit den

Türken gemeinsame Sache macht, indem er ihnen die Stadt des heiligen Nikolaus zuschanzen will, der Jungfrauen raubt und das Seelenheil verkauft.

Immer mehr Menschen wurden aufgeregt. Am folgenden Sonntag sammelten sich unruhige Gruppen nach der Predigt vor dem Stadthause an, welche mit drohenden Handbewegungen schrien: „Nieder mit dem Obergerichter! Nieder mit den Senatoren!“ Besonders die Katholiken waren stark irritiert. Die Lutheraner, deren Vorsahren vor mehr als hundert Jahren eingewandert sind, und die aus Tolna hierhergekommenen Calviner, welche in jener Zeit abgeondert in der Friedhofgasse wohnten, liebten ein wenig die mit den protestantischen Siebenbürger Fürsten paktirenden Ungläubigen. Den Protestanten erscheint der Turban ebenso absonderlich wie die Tiara.

Die Herren Porosnoki und Agoston ließen erregt zum Obergerichter: „Es steht sehr schlecht. Das Volk unten ist empört. Hören Sie das nicht?“

„Ich höre es,“ antwortete er gleichmüthig.

„Was nun? Sollen wir unseren Plan aufgeben?“

„Nay sah sie spöttisch an. „Die Frage ist, ob er schlechter sei, seitdem der Quardian ihn hintertreibt?“

„Er ist nicht schlechter geworden,“ sagte Porosnoki, „aber wir müssen mit den Eventualitäten rechnen. In zwei Wochen werden die beiden Patres, welche großen Einfluß auf das Volk haben, dasselbe mit Hauen und Haden gegen uns treiben.“

„Die Frage ist, ob wir das Schicksal Kecskemets entscheiden oder die Gasse? Ich glaube, wir. Es wird also bleiben, wie wir es beschlossen haben.“

Mit so viel Energie sprach der junge Obergerichter diese Worte aus, daß sie selbst dem eisernen Charakter Porosnoki's imponirten, nur Christoph Agoston hätte gern ein wenig gestritten. „Der Troß ist nicht immer vernünftig, Herr Obergerichter. Das Uebel ist da! Dagegen muß man etwas thun, ehe es uns über den Kopf wächst.“

„Wir thun ja. Sie werden sich nach einer halben Stunde aufs Pferd setzen.“

„Ich?“

„Sie reisen als geheimer Gesandter in einer wichtigen Angelegenheit.“

„Wohin?“

„Setzen Sie sich, wohllebte Herren, aber legen Sie ein Schloß an Ihren Mund, denn wer verräth, was ich sage, dem mache ich einen Strafprozeß.“

„Er spricht wie ein Diktator,“ murzte der kränkliche Baladi.

Unterdessen waren die Senatoren hereingekommen, blaß, mit aufgedunsenen Gesichtern, einigen sah der Schreck aus den Augen. „Hört! Hört!“

„Herr Agoston, Sie werden den Kuruzentrupp aufsuchen, namentlich Stefan Czuda.“

„Diesen Dieb! Nun, dem werde ich es geben, er soll mir nur vor die Augen treten.“

„Sie werden ihm nichts thun, sondern vielmehr mit ihm höflich unterhandeln, um wie viel er geneigt wäre, noch einmal den Quardian und Pater Vitkei zu rauben — aber sofort. Diese beiden Menschen haben wir einige Zeit nicht nötig.“

Das ernste Gesicht der Stadtväter erheiterte sich zu einem Lächeln, kein einziger war mehr blaß. Herr Porosnoki schlug sich lustig mit der Hand vor die Stirn. „Nun, das wäre mir auch nicht eingefallen. Eure Gnaden sind ein geborener Diplomat.“

„Die Nothwendigkeit ist ein guter Lehrer, oft ein besserer als die Erfahrung. Ueber die Pfaffen haben wir keine Macht, wir können sie weder gefangen nehmen, noch ihnen die Kanzel verbieten. Es giebt nur ein Mittel: Stefan Czuda.“

„Wie viel kann ich versprechen?“ fragte gut gelaunt der hinausgehende Agoston.

„Sie können es billig abmachen, denn er hat jetzt nichts mehr zu thun, überdies schlägt es in sein Fach. Versprechen Sie ihm die Hälfte von dem, was er begehrt.“

Nach einer halben Stunde wirbelte bereits die Stute Agoston's den Staub auf der Gögleder Straße auf, und am Abend des dritten Tages führten die Czudas die frommen Mönche gebunden auf demselben Wege fort. . . . So erfolgreich war die geheime Sendung des Herrn Christoph Agoston, welche er bis zu seinem Todestage stets mit großer Vorliebe erzählte, immer prächtiger, romantischer und in seinem Greisenalter mit den prahlerischen Worten anfang! „Hei! Als ich noch plenipotenter Gesandter war am Hofe Sr. Majestät des Herrn Thököly!“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Bier.

(Schluß.)

Die Gese ist ein Sprohß, durch dessen Lebensthätigkeit Zucker in Kohlenäure und Alkohol (Spiritus) zersetzt wird. Eine einzelne Gesezelle hat einen Durchmesser von 0,008 Millimeter, das heißt: 1 Million Gesezellen neben einander gelegt würden 8 Meter Länge einnehmen. Während die Gese in der Würze sich befindet, vermehrt sie sich, indem aus einer Zelle eine andere kleinere herausproßt, sich vergrößert, dann aus ihr wieder eine andere herausproßt und so fort.

Durch die Kohlenäure-Entwicklung wird die Gese (Unterhese) an die Oberfläche der Würze im Gärbottich gebracht und bildet dort eine krause Decke von Schaum: „Die Würze steht in Kräusen“. Bei einer Temperatur von 5—7 Grad Celsius findet Untergärung statt, bei der sich eine ruhige Decke langsam entwickelt; unter ihr verläuft die Gärung. Bei 13—15 Grad Celsius tritt die Oberhese (Obergärung) ein, bei der sich rasch eine starke lebhaft bewegte Decke bildet. Das untergärrige Bier ist haltbarer wie das obergärrige, das leicht säuert. Bei der Untergärung kühlt man die gärende Würze, da deren Temperatur beim Gären steigt; man setzt in den Bottich Kühler mit Eis oder leitet kalte reine Luft durch. Der Extraktgehalt wird während der Gärung geringer, was mit einem einfachen Apparat geprüft wird. Sobald der Extraktgehalt nicht mehr sinkt, die Gärung also still steht, wird dieses Grünbier, Jungbier, in Fässer geschlaucht, wo es lagert. Dabei macht es eine Nachgärung durch; die Gese setzt sich völlig zu Boden, das Bier klärt sich. Eine Temperatur von 3 bis 5 Grad Celsius ist dem Lagereller am dienlichsten. Ist das Bier grün gefaßt, d. h. mit verhältnismäßig viel Gese ins Lagerfaß gebracht, so bildet sich schon nach zwei Tagen am offenen Spundloch der großen Lagerfässer eine Schaumhaube, die ausgetrieben wird. Dann füllt man das Faß nach, bis es ganz voll ist, und spundet es zu. Auch in dem verschlossenen Faße findet noch eine Nachgärung statt, und deren Kohlenäure ist es, die den Schaum des zum Trinken reifen Bieres bildet. Je reiner und kräftiger die Nachgärung, um so feiner und länger anhaltend ist der Schaum im Glase. Nach vier bis sechs Wochen ist das verspundete Bier reif zum Ausschank, aber — es hält sich nicht lange, besonders nicht im Sommer. Es säuert leicht und wird bald matt, d. h. arm an Kohlenäure. Solches Bier bringt man daher gern im Winter zum Ausschank und nennt es Winterbier, Schankbier, Abzugbier.

Wird dagegen das Bier „lauter gefaßt“, das heißt mit sehr wenig Gese, ganz klar (lauter), so geht die Nachgärung zwar langsamer vor sich, aber das Bier wird haltbarer, die Kohlenäure in ihm hat mehr Spannung, entweicht also langsamer; dieses Bier heißt Sommerbier, Lagerbier. Vom Lagerfaß wird das Bier in die Transportfässer gefüllt, abgezogen, oder direkt in Flaschen. Im Transportfaß wie in der Flasche leidet es durch Eindringen von Säuerung erregenden Spaltpilzen und durch Temperaturwechsel, der die Spannkraft der Kohlenäure und damit die Schaumbildung schädigt.

Zur Obergärung bei 13—15 Grad Celsius benutzt man dünne Biere, einfache Biere, die schwach gehopft werden. Das Weißbier wird aus Weizenmalz mit und ohne Gerstenmalz und ohne Hopfen bereitet. Surrogate, besonders Reis, finden reichlich Verwendung.

Die Zusammensetzung des untergärrigen Bieres wechselt je nach der Gegend, in der es hergestellt wurde. Berliner Lagerbier hat durchschnittlich 4 pCt. Alkohol und 5,1 pCt. Extrakt; Münchener Schankbier 3,4 pCt. Alkohol und 7,2 pCt. Extrakt, Münchener Lagerbier 4,0 pCt. Alkohol und 7,0 pCt. Extrakt, Münchener Vordbier 4,7 pCt. Alkohol und 11,3 pCt. Extrakt, Münchener Salvator 4,5 pCt. Alkohol und 10,1 pCt. Extrakt, Münchener Lagerbier hat 3,8 pCt. Alkohol und 6,3 pCt. Extrakt, Kulmbacher 5,3 pCt. Alkohol und 8,4 pCt. Extrakt; Pilsener 3,5 pCt. Alkohol, 5,0 pCt. Extrakt.

Diese Ziffern sind aber durchaus nicht für alles Bier, das aus Berlin, München u. s. w. kommt, maßgebend; jede Brauerei erzeugt ein anderes Bier, ja jedes Gebräu wird von dem anderen abweichen. Es sind Durchschnittszahlen, die ungefähr besagen, was in den genannten Städten als Getränk üblich ist. Das Wichtigste beim Bier, seinen Geschmack, den muß ein jeder selber prüfen! Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten und so hat jede Stadt des Bierverständigen Bayerns ihre eigene Brauerei. Und dem Bayern schmeckt unser norddeutsches Bier in der einen Stadt so schlecht als das in der anderen; nur das Bier in Gimbeck findet mit recht Gnade vor der Bierverständigen bayerischen Kehle.

Der Geschmack ist beim Bier die Hauptsache; sein Nährwerth, den mancher als Entschuldigung für seinen starken Bierverbrauch anföhrt, ist nicht sehr groß, wenn er auch nicht ohne Bedeutung ist. Dem Mehlgehalt von 100 Gramm Weißbrot entsprechen 1 Liter Berliner Lagerbier oder $\frac{1}{5}$ Liter Münchener Lagerbier.

Dem Eiweißgehalt von 100 Gramm Weißbrot aber entsprechen 1,5 Liter bis 1 Liter Bier; je mehr Surrogat im Bier, um so ärmer an Eiweiß ist es.

Der Alkoholgehalt des Bieres ist nicht gering. In 1 Liter Berliner Lagerbier sind bei 5 pCt. Alkoholgehalt 50 Gramm absoluter Alkohol enthalten, das heißt, da der gewöhnliche

Schnaps etwa 30prozentig ist, so viel Spiritus, wie in 170 Kubikzentimeter, also ein sechstel Liter Schnaps! In einem Liter schweren Münchener Bockbieres ist sogar so viel Spiritus wie in einem Drittel Liter Schnaps enthalten!

Die Nervenzerrüttung, welche durch zu reichlichen Biergenuß hervorgerufen wird, steigt mit der Menge des Alkohols; das alkoholärmere Pilsener Bier macht weniger trunken, erlöst aber leicht den Magen, da es wegen seines geringen Alkoholgehalts oft zu kalt getrunken wird, damit es nicht so schmeckt.

Zimmerhin steht das Bier als Genußmittel (hurnhoch über dem Schnaps; jede Vertheuerung des Bieres durch Steuern, jede Verschlechterung durch Surrogate fördert die Ausbreitung der Volksvergiftenden Schnapspest. Wir in Norddeutschland haben alle Ursache zu wünschen, daß die Bierpantseherei ein Ende nimmt, indem die Surrogate verboten werden, und ein gutes, wohlschmeckendes und nicht durch Steuern vertheuertes Bier von den großen Volksmassen gekauft werden kann.

E. Wurm.

Kleines Feuilleton.

— Der „Weltarr“. Der Gastwirth Mathias Dürnweser in Wien von dieser Tage angeklagt, einen Wachmann, der vor seinem Gasthause den Fiaker Karl Jurenda aufgeschrieben hatte, thätlich beleidigt und sich in eine Amtshandlung eingemengt zu haben. Der Birth versicherte, daß der Wachmann ihm einen Stoß verfest habe und führte darüber zuerst den Fiaker als Zeugen an. Richter: Sie sind? — Zeuge: I? I bin der „Weltarr“! — Richter: Was soll das heißen? — Zeuge: I haß in der ganzen Beanaßadt der Weltarr; sunsten haß i no Karl Jurenda. Wissen S, Guet Gnaden, i mach allweil Theater und Hezen und deswegen hab' i 'n Spignam' „Weltarr“. — Richter: Was wissen Sie von der Angelegenheit? — Zeuge: I war als Gast beim Dürnweser und hab' g'lungen und bin am Sessel g'ritten. (Heiterkeit.) Na, i bin halt der Weltarr! Da is der Deutschmeister-Schurschl zu mir einkommen. — Richter: Wer ist das? — Zeuge: A Fiaker! Der schreibt: Du, Weltarr! geh' ausi, der „Quargel“ sagt, daß der Wachter Di' auf'schrieben hat. Richter: Der „Quargel“? — Dös is wieder an anderer Fiaker. I geh' ausi, steht der Wachmann richtig da und schreibt mei' Nummer auf. Der Birth fragt, s'wegen was? Der Wachmann sagt: Wer san Sö? I bin der Herr vom G'schäft! mant der Birth, drauf sagt der Wachmann: I wiar Ihua schon an Herrn zagn! pack'n beim Kragen und giebt eahm an Stoß. Mehr hab' i nö't g'seg'n und g'hört, so wahr i der Weltarr bin! (Heiterkeit.) — Richter: Was ist weiter geschehen? — Zeuge: Der „Schlosserbua“ . . . a a Fiaker, hat mi weggriffen, dös ist alles . . . der „Deutschmeister-Schurschl“, der „Quargel“ und der „Schlosserbua“ san Zeugen. — Die Aussage des „Weltarrn“ wurde durch Zeugen unterstützt, worauf der Staatsanwalt einen Theil der Anklage zurückzog. Der Birth wurde nur wegen der Schimpfsworte zu fünf Gulden Geldstrafe verurtheilt. —

Literarisches.

n. Staudinger, Dr. F.: „Beiträge zur Volkspädagogik“. Bern 1897. Steiger u. Cie. Preis: 60 Pf. — Der Verfasser gehört zu jenen bürgerlichen Ideologen, denen die Widerprüche unserer heutigen Weltordnung zum Bewußtsein gekommen sind, die auch nicht zögern, die erkannten Mißstände offen und ehrlich beim rechten Namen zu nennen, die aber doch vor den letzten Schlussfolgerungen ihrer Erkenntniß zurückschrecken. Wenn man die lehrreiche und sachlich geschriebene Broschüre zu Ende gelesen hat, fragt man sich unwillkürlich, wie es möglich sei, daß ein Mann, der die Grundfragen unserer heutigen Erziehung einer so vernichtenden Kritik unterworfen hat, seine Forderungen in folgenden Sätzen zusammenfassen kann: „Dagegen kann manches für die allgemeine Volksbildung geschehen durch naturwissenschaftliche, historische und vergleichende Vorträge und Kurse, Übungskurse, Diskussions-Abende, kurz alle Anregung zu eigenem geistigen Fortarbeiten, und vor allem durch allgemein zugängliche, von aller besondern Parteihaltung freie, alle großen Bewegungen unparteiisch berücksichtigende Lesesäle und Volksbibliotheken, wie sie Herr Dr. Pünigst mit besonderem Eifer vertritt . . . Alle unsere Bestrebungen müssen auf fester, zur inneren Gesinnung gewordener humanitärer Gedankenrichtung ruhen. Diese Gedankenrichtung zu verbreiten, ihren inneren Einklang mit den gebieterischen Forderungen der gegebenen Verhältnisse sowohl, wie mit alledem, was menschlich groß und gut ist, zu zeigen: Das ist unsere Aufgabe.“ Niemand, auch nicht der radikalste Gegner des heutigen Erziehungssystems wird leugnen, daß jene Forderungen sehr löbliche und erstrebenswerthe seien. Aber die bloße Thatsache, daß man so bescheidene Forderungen in der heutigen Gesellschaft erst aufstellen muß, zeigt doch klar und deutlich, daß in der Erziehungsmethode des Massenstaates eine bestimmte Absicht steckt. Die beherrschte Klasse soll nicht zum Denken und zur Selbstständigkeit erzogen werden, so will es die herrschende Klasse, so hat sie es immer gewollt. Das Volk soll nicht denken! Demgegenüber liegt die Schlussfolgerung so handgreiflich nahe, daß sie nur derjenige nicht fassen kann, der selbst noch im Banne jener Klassenanschauung steht. —

Theater.

Deutsches Theater. „Mädchenträume“ belistelt sich ein neues Verflüsspiel des Münchener Rechtsanwalts Max Bernstein, das am Mittwoch im Deutschen Theater zum ersten Male aufgeführt wurde. Bernstein war schon früher mit kleinen Lustspielen hervorgetreten, die munteren Witz verriethen. Auch seine jüngste Komödie ist aus beschaulicher Frohnatur entstanden. Nicht allzu spitz ist ihr Witz, der Witz eines dialektisch geschulten Mannes, und nicht tief reicht ihre Empfindsamkeit. So schmiegt sich der langen Reihe der neuesten Bühnenproduktion an, die das Entsaugungslied predigt, wenn sie tragisch sein will und in der heiteren Komödie dem Leben der Gegenwart keinen Spiegel vorhält, weil sie gemüthlich sein und niemanden arg verletzen möchte. Im Nirgendheim, im Märchenland lassen sich derlei beschaulich-komische Thaten am leichtesten verrichten. Daber die Fülle unserer heutigen Verflüssspiele. Bernstein's Reimspiel giebt ebenfalls das Getändel in einem Nirgendheim wieder und hat eine sehr große Vettertschaft in den verschiedensten Literaturen. In Einzelheiten berührt es sich mit Grillparzer's „Weh dem, der lügt“, ohne dessen Poesie innerlich verwandt zu sein. Seinem inneren Bau nach steht es den gereimten Witzspielen des Ungarn Doczy nahe, zumal einer Komödie Doczy's vom „Kuß“. In beiden Witzspielen wird ohne viel Nachdenklichkeit mit dem Witz der Dialektiker, nicht mit der Tiefe Gestalten schöpferischer Dichter das Recht freudiger Sinnlichkeit gegenüber einem grauen, erstarrten Tugendideal verkündigt.

In Bernstein's Komödie ist es die unvermählte Fürstin Eleonor von Aragon, die durch vieles Lesen ein wenig übergeknappst ist. Sie kennt das vielgestaltige Leben und das bewegliche Menschenherz nicht und so baut sie sich aus Büchern ein Tugend- und Wahrheitsprinzip, das fortan in ihrem Reiche herrschen soll. Weh dem, wer läßt, weh dem, wer liebt. Die Narthei der Prinzessin wird durch einen fecken, frischen Jungen, den armen, abenteuernden Ritter von Giron überwunden. Der Schlaue bündigt den Mägdetroh des Fränkens; ihre Gefallsucht, ihre Frauenneugier und endlich ihre Sehnsucht weiß der Ritter zu wecken und so erwacht Eleonor aus ihren Mädchenträumen zum bewußten Frauenleben. Der arme Fant gewinnt die stolze Prinzess ganz wie im Märchen.

Kainz gab den Ritter Giron, Agnes Sorma die Fürstin Eleonor. Der Verfasser, der ein Spiel ersann, nicht im Märchen ein Sinnbild des Lebens schuf, machte ihnen die Sache leicht; und Kainz erhielt sogar starken Beifall auf offener Scene in einem Vortrag, der „unsere Lieblinge“, wie es in den Annoncen heißt, die selige Kinderwelt pries. —

—s. Im Schiller-Theater gab man am Mittwoch Augengrubers's Weihnachts-Komödie „Heimg'unden“. Die Geschichte eines Mannes, der, nachdem er seinen reichen Besitz verthan, mit einem Kalleffekt aus dem Leben scheiden will, den aber die Hand der Mutter und die Güte des bisher gering geachteten Bruders auf den Weg zurückleiten, der zur ehlichen Arbeit führt. Eine Fabel also, so einfach wie möglich, die nur am Schlusse etwas verwickelt wird durch die Frage: Wird die Frau, die im Reichthum aufgewachsen ist, soviel Liebe im Herzen haben, daß sie auch dem verarmten Mann eine treue Lebensgefährtin sein kann? So wenig wie bei der Verlotung der Fabel hat sich Augengruber bei der Charakterisierung der „Hauptpersonen“ aufgehalten. Dieser Advokat Hammer und seine Frau sind Vertreter des Großbürgertums, und dieser Sorte war der Dichter niemals grün. Und so hat er denn all' seine Liebe auf die Kinder des Volkes gehäuft, auf den Spielzeughändler Thomas Hammer und seine Mutter, auf den alten Buchhalter Fähnlein, auf Florian, den Austräger, und auf Frau Kandl, die resche „Frau vom Staud“. Die Prachtgestalt des Stückes aber ist die alte Frau Hammer, und ihr Modell hat der Dichter wohl mit Sohnesaugen gesehen. — Die Aufführung im Schillertheater war gut. Tadellos war Agnes Werner als Mutter Hammer, ihr beinahe gleichwerthig Herr Mauert als Thomas Hammer. Lebenswahre Gestalten schufen die Herren Thurner (Fähnlein), Pategg (Florian) und Trude Lobe, die die mündfertige Frau Kandl gab. Die Szenerie, die den Weihnachtsmarkt auf dem Wiener Platze „Am Hof“ wiedergab, war stimmungsvoll. Die erste Hälfte des 5. Bildes wurde verpöfft. — Von den Leitern der Freien Volksbühnen scheint leider noch keiner den Weg zu „Heimg'unden“ gefunden zu haben. —

Musik.

—er—. Königl. Opernhaus. Mozart-Cyclus. 5. Abend: „Don Juan“. Prag, das die Aufführungen der „Entführung“ und des „Figaro“ mit weit stürmischerem Entzücken als Wien entgegengenommen hatte, war von der Dankbarkeit Mozart's zur bedeutungsvollen Stätte auserschen worden, wo am 29. Oktober 1787 sein „Don Giovanni“ in italienischer Sprache zur ersten Aufführung gelangte. Was Mozart's „Don Juan“ als ideales Produkt des univerefften musikal-dramatischen Könnens, der quellenbüsten Erfindung und der feinsten Geschmackskreise für die Kulturgeschichte aller Zeiten und Nationen bedeutet, das liegt am besten in seiner Weltpopularität ausgesprochen, mit der sich nur Goethe's „Faust“ und Shakespeare's „Hamlet“ durch stoffliche Erhabenheit und gedankliche Unvergänglichkeit messen können. In unverwelkter Jugendfrische ergreifen, erfreuen und erschüttern uns immer wieder diese Melodien, dieser Humor und diese Tragik. Es ist die Grazie selbst,

die uns aus der „Registrierer“ Leporello's, aus der Krone aller Duette „Reich mir die Hand mein Leben“, aus den beiden feurigen Lebensausbrüchen Don Juan's „Treibt der Champagner“ und „Horch auf den Klang der Zither“, sowie aus den in Kofetterie und „Züchtigkeit getauchten Weisen der Zerline entgegenblühen. Und was vermöchte tiefer in unsere Seele zu greifen als die kindliche Trauerklage, der Nachaufauf und die verkürzte Resignation Donna Anna's, was kann sich an tragischer Ueberwältigung mit der Auftritts- und des feineren Gastes vergleichen! — Für die diesmalige Aufführung war durchgehends die italienische Sprache gewählt worden, eine überflüssige Guldigung für das Original-Idiom der Partitur. Uns berührte das zuweilen recht naive, aber durch vielfältige Tradition sinnberechtigte Uebersetzungsdeutsch, welches die volkstümlichen Worte „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“, „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise“ u. s. w. gefunden, mit weit gemüthlicherer Vertrautheit, als das Italienische, welches doch nur den Eindruck des mühselig Angelernten hinterläßt. Ein heiter ironischer Zufall wollte es übrigens, daß gerade ein deutscher Sänger, Herr Sommer, für seinen erkrankten wälschen Tenorfollegen Cremonini als „Octavio“ einspringen und, auf solche Eventualität nicht vorbereitet, die „Sprachenverordnung“ durchbrechen mußte. Berlin und mit ihm die Opernhäuser zweier Welten kennen Herrn d'Andrade als völliige Inkarnation des Don Juan; der Wunsch nach blühender Stimme und weniger selbstherrlicher Tempo- und Vortragswillkür bleibt auch bei diesem Virtuosen unerfüllt. Frau Sili Lehmann's Kräfte reichen für den starken Alhem der Leidenschaftlichen Ausbrüche des 1. Aktes nicht mehr aus; mit dem F-dur Rondo, der sogenannten Brief-Arie, feierte jedoch ihre vollendete Gesangskunst einen Triumph. Der dritte Gast, Herr Thomaschek konnte für den „Leporello“ nur eine sehr angejährite Bühnenroutine einsehen; das Organ besitzt keinen unverbrauchten Wohlklang mehr. Frä. Rothauer (Donna Elvira), die Herren Stammer (Comtur) und Krassa (Masetto) boten reise Kunstleistungen. Mit dem moralisirenden, hies weggelassenen Sertlett schloß diesmal die Oper. Rasch wieder weg mit diesem phyliströsen Anhängsel einer Tragödie, die, wenn sie auch da Ponte ein „dramma giacoso“ nannte, nicht mit dem Sprüchlein moralischer Genugthuung enden soll! —

Kunstgewerbe.

-w- Ueber neue Wege des Buchdrucks und der Buchausstattung hielt Direktor P. Jessen im Verein für deutsches Kunstgewerbe am Mittwoch Abend einen Vortrag, der sicherlich die neuen Bestrebungen im Buchgewerbe fördern wird. Die zahlreich anwesenden Buchbinder und Buchdrucker wurden zum größten Theil von dem Werth dieser Bestrebungen überzeugt. Aus dem Vortrag entnehmen wir folgendes: Die Anregungen zur neuen Buchausstattung haben wir seit einigen Jahren von England und Amerika empfangen. Die Grundsätze, die uns von dort übermittelt wurden, sind eigentlich die des alten deutschen Buchdrucks, der sich als eine Flächen- und Dekorationskunst darstellt. Die Schrift muß vor allem lesbar sein; in der Lesbarkeit sind uns die Ausländer mit ihrer lateinischen (Antiqua) Schrift unbestreitbar überlegen. Unsere Trudrschrift müßte durchaus vereinfacht und namentlich der Unterschied zwischen den sogenannten Haar- und Druckschriften möglichst beseitigt werden, um Gleichmäßigkeit zu erzielen und die Schrift auch auf weitere Entfernungen lesbar zu machen. Die Annoncen, die bei uns mit überaus plumper Schrift gedruckt werden, erzielen in England denselben Erfolg, trotzdem nicht eine Annonce von der andern gänzlich verschieden, sondern alle ein geschlossenes Bild zeigen. Auch in der sonstigen Buchausstattung und namentlich im Titelblatt haben wir seit der Renaissance das dekorative Gefühl verloren. Durch Zeilenfall hebt man den Titel und die Ueberschriften hervor. England und Amerika zeigen uns, wie man Deutlichkeit sehr wohl mit der Dekoration verbinden kann. In den Illustrationen hat man häufig des Guten zu viel gethan. Man wollte vor allem plastisch wirken. Man erzielte durch die vielerlei Reproduktionsarten auch Bedeutendes, doch war die Wirkung keineswegs eine künstlerische, die Illustrationen fügten sich nicht der Type ein. Die Strichzeichnung, die die Alten im Holzschnitt üben mußten, ist allein der Type verwandt. Allerdings läßt sie sich bei wissenschaftlichen Werken nicht immer gut verwenden, doch sollte bei künstlerischen Werken durchaus darauf geachtet werden, daß, wer lesen will, nicht durch unpassende Illustrationen gestört werde. Besonders in der Geschenkliteratur und den Prachwerken wird viel gesündigt. Nicht einmal in handlicher Form bekommt man die illustrierten Klassiker. Die künstlerischen Kräfte, hier reformirend zu wirken, sind, wie man an zahlreichen, den Vortrag erläuternden Arbeiten feststellen konnte, wohl vorhanden. —

Aus dem Thierleben.

— Generationswechsel der Knopper-Gallwespe. Im südöstlichen Europa und insbesondere in den ungarischen Wäldern sammelt man von der Zerr-Eiche (*Quercus cerris*) eine für die Gewinnung der Gallussäure sehr geschätzte Galle (Knopper), die dagegen im Westen des Kontinents, wo diese Eichenart so häufig vorkommt, daß man sie dort die Burgunder Eiche nennt, äußerst selten ist. Beijerin hat die Ursache dieses ungewöhnlichen Verhaltens neuerdings ermittelt und in den „Archives Néerlandaises“ beschrieben. Die in Rede stehende Galle entwickelt sich im Becher der Eichel, worin die Larven ausgezeichnet geschützt sind.

Die lederartigen Hüllen behüten sie vor den Schnäbeln der Vögel, ein Schleimerguß hält feindliche Insekten ab, und das Tannin der Hüllen schützt vor Bakterien und Pilzbildung. Gegen den Oktober hin, wenn die Eicheln reifen, fallen die Gallen (Knoppern) auf den Boden und zerfallen dort langsam. Im folgenden Frühjahr schlüpfen einige Wespen aus, die Mehrzahl aber erst im folgenden Jahre; es sind sehr kleine, gelbliche oder bräunliche, mit kurzem Seidenhaar bedeckte Wespen, die man *Cynips calicis* getauft hat. Das Leben dieser Insekten ist sehr kurz und fast nur der Fortpflanzung gewidmet; sie paaren sich gewöhnlich schon am Tage nach dem Ausschlüpfen und das Weibchen sucht nach dem passenden Orte, um seine Eier unterzubringen. Nun geschieht das Unerwartete und Neue: die Gallwespe wendet sich nicht wieder an den Baum, auf welchem sie geboren wurde, sondern an eine verschiedene Eichenart, die Stiel-Eiche (*Quercus pedunculata*), und sucht so lange, bis sie eine solche findet, worauf sie ihre Eier in die kaum entwickelte männliche Blüthe legt. Sie ist darin aber sehr wählerisch und belegt nur solche Blüthen, die der Sonne und den Winden ausgesetzt sind, also nur am Waldrande stehende Eichen, oder solche im Innern des Waldes, die ihre Wipfel über die anderen erheben. Der Stich ruft alsbald eine Zellenwucherung hervor, und die Eier finden sich bald von einer kleinen Galle umhüllt, die gänzlich verschieden ist von der Knopper, aus welcher die Mutter ausgeschlüpft. Die auf der Stiel-Eiche geborene Generation setzt sich aus sehr kleinen Wespen zusammen, die von der Mutter deutlich verschieden sind, und die namentlich der Rückenbehaarung des Mittelbeins entbehren, weshalb man sie als neue Gattung (*Andricus Cerris*) beschrieb. Nach einem wiederum sehr kurzen Leben stechen die befruchteten Weibchen die Zerr-Eiche an, und der Wechsel der beiden Generationen beginnt von neuem.

Nachdem der Zusammenhang dieser beiden, verschiedene Eichen und verschiedene Blüthenheile derselben ansteckenden Wespenformen erkannt war, ergab sich nun auch leicht eine Erklärung dafür, warum die Zerr- oder Burgunder Eiche so selten Knoppern trägt. Das Insekt kann nur in Wäldern gedeihen, wo die Zerr-Eiche mit der Stiel-Eiche gemischt vorkommt, und das ist meist in Ungarn, aber nicht in Frankreich der Fall. — („Prometheus“.)

Humoristisches.

— Aus der Schule. In einer schlesischen Dorfschule hat der Lehrer den Kindern die Geschichte von David und Goliath erzählt und fragt nun nach dem Inhalte der Geschichte. Auf die Frage: „Was rief Goliath aus, als er den Hirtenknaben kommen sah?“ weiß jedoch der Gefragte keine Antwort zu geben. Der Lehrer ergreift nun den Stock und geht mit drohender Miene auf den Gefragten zu. Da beginnt dieser: „Denkst Du denn, ich bin ein Hund, daß Du mit einem Stecken zu mir kommst?“ —

— Neue Version. Die kleine Grethe (die Geschichte von Isaak's Hirath nacherzählend): Und Rebekka nahm eilends den Krug von der Schulter und sprach zu Elieser: „Trinke, Herr, ich will die anderen Kameele auch tränken.“ —

— Werth der Medizin. Patient: „Aber Herr Doktor, davon hab ich ja nie etwas gewußt, daß ich 'n Herzfehler hab!“ — Arzt: „Seh'n Sie, wie gut es ist, daß Sie sich rechtzeitig an einen Arzt gewandt haben? Sie hätten womöglich immer lustig weitergelebt und wären 'n alter Mann geworden, ohne auch nur zu ahnen, was Ihnen eigentlich fehlt!“ — („Jugend.“)

Vermischtes vom Tage.

— Wegen Maskeradeverbots am Nicolausabend kam es in Gnnigerloh bei Münster zu Krawallen. Ein Polizeibeamter wurde durch einen Steinwurf am Kopf verletzt. —

y. Die Pastorinnen und der Teufel. Im Briefkasten des Kropper „Kirchlichen Anzeigers“ stand unlängst zu lesen: „... Aber meist haben die Pastorinnen die Schuld, die ziehen zu gern den Mann an den Rockschößen wieder zurück, wenn er in den Himmel will. Ich habe oft den Eindruck, daß der Teufel, wenn er den Pastor in seinem Amte hindert, sich am meisten hinter die Pastorin macht.“ —

— Auf dem Eise des Brauhaussees zu Garnsee (Kr. Marienwerder) brachen sechs junge Männer ein; drei davon sind ertrunken. —

— In Grünberg (Schlesien) sollte unlängst ein Schweine- markt abgehalten werden. Es waren zwar sehr viele Käufer da, aber — auch nicht ein einziges Schwein war anzutreiben. Grund? Mangel an Borstenvieh infolge der Grenzsperr. —

— Brüg (Böhmen), 9. Dezember. In der vergangenen Nacht erfolgte im Verdämnungsschachte ein Wassereinbruch aus der Sohle. Eine Gefahr für die Stadt und die Grube ist ausgeschlossen. —

— Auf dem Plateau von Malzeville bei Nancy ereignete sich beim Legen einer Mine eine Pulverexplosion. Fünf Soldaten wurden schwer verletzt. —

— In der Gegend von Smyrna (Kleinasien) finden andauernd ziemlich starke Erdbewegungen statt. —